

Die Neue Welt.



Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 40.]

[1876.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Goldene und eiserne Ketten.

Erzählung aus schweren Tagen von C. Lübeck.

(Fortsetzung.)

Eine leichte Röthe flog über das Gesicht des Malers. „Auf tausenderlei Weise kann man die Wohlfahrt des Landes fördern,“ sagte er vertraulich. „Nehmen wir doch einmal ein Beispiel,“ — er kniff die Augen wie überlegend zusammen, — „etwas ganz nahe Liegendes. Sie kennen die Gesinnung eines Menschen, wissen, daß er zu den Umstürzern gehört, wissen weiter, daß die Umstürzler den Staat unterwühlen und nur auf den günstigen Augenblick warten, das Unterste zu oberst zu kehren. Aber dem Menschen, von dem wir sprechen, kann nicht beigegeben werden, weil er seine Gesinnung sorgfältig zu verbergen weiß und sich hütet, mit seinen Plänen offen hervorzutreten. Sagen Sie nun selbst, ist es da nicht die Pflicht eines jeden guten Patrioten, den Staat vor dem Verderben zu bewahren?“

Ungebuldig hatte der Förster dieser Auseinandersetzung zugehört. „Ich sagte Ihnen schon, daß ich für das Spionenh Handwerk mich ganz und gar nicht eigne!“ rief er, sich abwendend. „Und Denunziant bin ich nie gewesen, werde es auch nie sein.“

„Hören Sie mich doch zu Ende!“ sagte ungebuldig der Polizei-Agent. „Ich begreife Ihre Bedenken gar nicht und, unter uns, jedes Handwerk hat goldnen Boden. . .“

„Keines aber einen so schmutzigen, wie das Ihrige,“ fiel ihm der Förster in verächtlichem Tone in's Wort.

„Wie Sie wollen; aber doch auch keines einen so goldenen,“ entgegnete der Polizei-Agent. „Ich kann Ihnen nun einen reichen Gewinn, ganz nach Auswahl in Aussicht stellen — doch davon ein andermal. Sehen Sie, man braucht kein Spion zu sein, um dem Staate zu nützen. Wenn man über die Gesinnungen eines Umstürzlers im Klaren ist, wenn man weiß, daß er den günstigen Augenblick ergreift, um seine schwarze That zur Ausführung zu bringen, dann ist es heilige Pflicht eines jeden Patrioten, des Umstürzlers Gedanken in Worte, und seine Worte in Thaten zu übersetzen!“

„Was soll das?“ fragte der Förster.

„Wir können ja ohne Umschweife mit einander reden,“ sagte der Polizei-Agent, vertraulich näher tretend. „Was wahre edle Liebe zu einem guten Herrn und Vorgesetzten vermag, das sollte

doch in noch viel höherem Maße die Liebe zu unserm erhabenen Könige und seiner Regierung können.“ Er warf dem Förster einen lauernden Blick zu. „Verstehen Sie mich noch nicht?“ fuhr er fort. „Das, was die kurzfristige Welt einen Meineid nennt, wäre in unserm Falle die reinste Wahrheit. Nun, so einen kleinen patriotischen Meineid, der zudem mit Gold aufgewogen würde, könnten Sie doch ohne Mühe fertig bekommen.“ Sehr langsam hatte der Polizei-Agent die letzten Worte gesprochen und sie mit einem verschmitzten Lächeln begleitet, aber jäh erstarb es, als der Förster, den jedes Wort wie ein Dolchstoß getroffen, statt der Zustimmung seine Büchse zum Schlosse erhob und, dunkelroth im Gesicht, ihn mit funkelnden Augen betrachtete. Entsetzt sprang der Glende einen Schritt zurück.

Der Förster ließ die Büchse wieder sinken, feindliche Verachtung in seinen Blicken. „Von allen Menschen sind mir die Spione am meisten verhaßt,“ sagte er. „Ersparen Sie sich alle weitere Mühe, mich für Ihr sauberes Handwerk zu gewinnen. Ihr Gold eckelt mich an.“

„Gold ist doch Gold, Herr Förster; seien wir doch nicht so gewissenhaft,“ sagte der Polizei-Agent, wieder Muth fassend. „Ob es aus dem Schlamm gefischt, ob es mit einem freundschaftlichen Meineide erworben wird, das kann nur kindlichen Herzen Bedenken einflößen.“

„Genug!“ rief der Förster. „Suchen Sie Ihre Zeugen anderswo, und sprechen Sie noch einmal von patriotischem Meineide, dann sei Ihnen Gott gnädig.“ Er begleitete diese Worte mit einem so bezeichnenden Blick auf seine Büchse, daß der Polizei-Agent die Lust zu weiterer Unterhaltung verlor.

Sie hatten das Forsthaus erreicht, und ohne ihn eines Grußes zu würdigen, trat der Förster in den Hof.

„Ein sonderbarer Heiliger!“ sagte der Polizei-Agent, als die Thür sich hinter dem Förster geschlossen. „Gott bewahre uns vor unsern Freunden!“ In etwas scheuer Hast setzte er seinen Weg fort.

* * *

Im Walde hatten sich Marie und Martha getroffen, und Arm in Arm waren sie nach der Rasenbank am Wege gegangen, wo sie sich niederließen und Marie in reizenden Farben der Freundin ein Bild des Lebens entrollte, auf dessen Schwelle sie stand. Auf ihrem Gedankenfluge folgte ihr träumend die Freundin, das Kinn in die Hand gestützt, die Blicke träumerisch in's Thal gerichtet. Oft schweiften deren Gedanken von dem Wege ab, den der leichtbeschwingte Fuß Mariens durch das Zauberland der Liebe sie führte. Auf Seitenpfaden verweilte sie oft, wo sie den Spuren des eignen Fußes begegnete, dort vertiefte sie sich weiter und weiter, und mehr als einmal hatte Marie, die einen Arm um ihre Schultern geschlungen hielt, sie aus ihren Träumereien erwecken müssen.

„Es ist ein wunderbares Bild, das zu meinen Füßen sich ausbreitet!“ rief Marie, noch einen Blick auf ihre Lebenszeichnung werfend. Einen blumengeschmückten Boden sah ich vor mir, einen bunten, lebendigen Teppich, über den ein Schleier, aus Licht und Blüthenduft gewebt, gebreitet ist. Vorsichtig tastend kann ich nur vorwärts schreiten, kaum wage ich es, den Fuß zu erheben und den neuen Boden zu betreten.“

„Ich würde nicht zögern, nicht schwanken,“ unterbrach sie Martha lächelnd, „sondern mit voller Brust den Frühlingsdunst athmen und gern über jenen blumengeschmückten Teppich wandern. Geh nur getrost vorwärts, tritt fest auf, und bald wirst du heimisch auf dem neuen Boden werden, und hinter Blumen auch manche Disteln und Dornen, und statt weicher Rasenpfade rauhe und steinige Wege finden. Auch ich sah nur Blumen, wo ich später Steine fand.“

„Wie wünsche ich mir einen rauhen und steinigen Weg, der mir Gelegenheit gäbe, meine Kraft zeigen zu können. Je mehr Schwierigkeiten, desto besser; rastlos wollte ich arbeiten, keine Last sollte mir zu schwer, keine Mühe zu groß sein. Ach, ich glaube, ich wäre recht unglücklich geworden, wenn ich zum schrecklichen Nichtsthun verurtheilt wäre. Mich wie einen Papagei oder ein Aeffchen mit allerlei Näsereien oder Süßigkeiten füttern, mich von einem Schwarm Menschen bedienen zu lassen, das muß unerträglich sein; ich wenigstens ertrüge es nicht lange. Wie wollte ich dagegen glücklich sein, wenn ich ein kleines Heimwesen mein eigen nennen dürfte, von dem ich stolz sagen könnte, daß ich es mir durch eigne Kraft errungen!“ In voller Begeisterung hatte Marie gesprochen. Martha lächelte wieder.

„So hatte ich auch gesprochen, aber als ich Berner in meine leisen Wünsche einweilte, da schüttelte er den Kopf.“

„Ach, Blumenthal hat es auch gethan,“ rief Marie etwas verdrossen.

„Nun, ich habe Berner doch zustimmen müssen,“ sagte Martha. „Sieh, wohin die rauhe steinige Straße führen kann; Bättner ist darauf verloren gegangen, und statt Blumen habe ich nur Disteln und Dornen gefunden, statt Freude bitteren Schmerz.“

Sie schwieg, einen Augenblick in trauriges Sinnen verloren. Marie legte einen Arm um ihre Schultern. „Du Arme,“ flüsterte sie bewegt und drückte sie an sich. Heiter blickte Martha wieder auf. — „Wäre es nicht schön,“ sagte sie, „wenn du in ein Häuschen, ein Gärtchen ziehen könntest, das dein eigen wäre, das du hegen und pflegen könntest? Und wäre es nicht herrlich, wenn dein Mann von der Arbeit des Tages in deinem kleinen Reiche Erholung finden, wenn du seine Hand ergreifen, ihn überall umher führen, ihm alle deine kleinen Schätze zeigen würdest, die unter deiner rastlos waltenden Hand geschaffen worden sind? Würdest du dich nach Noth und Elend, nach den Kämpfen des Lebens sehnen, wenn du siehst, wie Alles grünt und blüht, und Frohsinn und Freude dir aus jedem Winkel entgegenlachen, und wenn dein Mann dir sagt, daß er keine schönere, keine lieblichere Stelle auf Erden wisse, als das reizende Plätzchen, in dem du Königin bist?“

„O höre nur auf!“ rief Marie, die Freundin stürmisch in ihre Arme schließend. „Du verauschest mich ja förmlich!“

„Und wäre es schlimm“ — so fragte mich auch Berner — „wenn du dieses Glück auch ohne jenen schrecklichen Ringkampf erwerben könntest, bei dem Millionen Menschen zu Grunde gehen?

Würdest du es von dir weisen, oder dich weniger glücklich fühlen, wenn du es jetzt schon erhieltest?“

„Nein, nein! Gewiß nicht! Aber ich kann mich gar nicht von dem Gedanken losmachen, daß unser Glück erkämpft und vertheidigt werden muß.“

„Dazu wirst du gewiß noch reiche Gelegenheit finden! Wir leben nur einmal auf Erden, sagte Berner, da ist es um jede Minute schade, die uns von unserm Glücke trennt und die wir sorgend und kämpfend, fried- und freudlos verbringen müssen. Er sagte auch, und wer kann es bezweifeln, daß die Armen eigentlich gar nichts vom Leben und mit einigen Ausnahmen nur seinen Abend genießen, obgleich sie doch auf vollen und ganzen Genuß des Daseins Anspruch hätten.“

„Ach, wenn die Menschen doch alle so dächten, wie er,“ sagte Marie, „es würde bald besser auf Erden werden.“

„Wer klärt sie auf über das, was ihnen gut ist? Hätten wir keinen Berner, dann tappten auch wir noch im Dunkeln.“

„Es gibt keinen edleren Menschen als er es ist. Wie man ihn nur hasse kann!“

„Nicht die Person hasse man — sagte er mir —, die Person sei nur ein werthloses Staubkörnchen unter all' den Millionen Menschen, aber die Wahrheit sei es, die man hasse und die man nicht aufkommen lassen wolle.“

Ihr Gespräch wandte sich jetzt wieder der Zukunft Mariens zu. So saßen sie und plauderten, und im Fluge enteiltten ihnen die Stunden. Mit keiner Silbe gedachte Martha ihrer Unterredung mit dem Förster, überhaupt drängte sie die Erinnerungen, welche die Plaudereien Mariens heraufbeschworen, jetzt mehr als im Anfange zurück. Als sie endlich heimkehrten, war es fast Mittag geworden.

„Ja, haben wir denn ein Jahrhundert verschwagt?“ rief Marie, als sie in's Dorf traten und auf der Straße zahlreiche Menschen auf und abwogen sahen.

„Das ist ganz seltsam,“ sagte Martha. „Was bedeutet dies Alles? Die Menschen mit lachenden Gesichtern, Thüren und Fenster geöffnet, überall heitere hoffnungsvolle Augen. Und sieh! Dort spielen gar Kinder — sie lachen und schreien.“

„Die Zeit scheint in der That einen Sprung gemacht zu haben. Einen so arbeitslosen Sonntag und so glückliche Gesichter zugleich habe ich noch nie gesehen,“ rief Marie.

„Er ist gefunden! Der Vertrag ist gefunden!“ so schallte es ihnen von allen Seiten entgegen, als sie von der wogenden Menge Auskunft verlangten, aber vergeblich war es, nähere Auskunft zu erhalten. Jeder wollte sprechen und erzählen und Niemand verstand etwas. Endlich zeigte sich Berner; mit jubelnder Freude wurde er von den Weibern begrüßt und umringt, und nur mühsam gelang es Marie und Martha, ihn zu entführen. Jetzt bestürmten sie ihn mit Fragen.

„Laßt mich nur ein wenig zu Athem kommen, Kinder,“ sagte er, dann sollt ihr Alles erfahren.“

So oft Berner aber auch ansing, ihnen in geordneter Weise das Ereigniß zu erzählen, wurde er doch stets durch neue Züge der Dorfbewohner gestört, die es sich nicht nehmen ließen, ihm ihren Dank auszusprechen. „Es ist unmöglich, Kinder,“ sagte er zuletzt, „geht in's Dorf und seht euch die Menschen an. Morgen wollen wir ruhig mit einander sprechen.“

Sie trennten sich und gingen nach ihren Wohnungen. Wie fanden sie auch dort Alles verändert! Frau Köhler kam Marie schon auf der Straße entgegen und fragte sie mit vor Freude strahlenden Augen, ob sie denn schon die glückliche Botschaft vernommen. Frau Egler aber lag mit verklärtem Gesichte auf ihrem Schmerzenslager und streckte ihrer Tochter die weißen abgemagerten Hände entgegen. „Hast du es gehört?“ sagte sie. „Nun wird sich Alles wenden, jetzt brauchst ihr nicht mehr zu hungern und zu darben. O daß ich das noch erleben dürfte!“

Thränen rollten über ihre Wangen; sie zog die Tochter an sich, und seit langer, langer Zeit zum ersten Male sahen die schwarzen Wände der Egler'schen Hütte zwei glückliche Menschen.

Vollen Herzens, freudig gestimmt wie selten, war Berner heimgekehrt, den Kopf voller Pläne, die sich mit dem Walde und dem Geschick seiner Freunde beschäftigten. Den Kopf gesenkt, die Hände auf dem Rücken, wanderte er durch Haus und Garten, bald schnell, bald langsam, bald schweigsam, bald murrend oder sprechend.

„Der Kopf ist mir fast zu klein,“ sagte er, in seiner Gartenthür nach Blumenthal ausspähend. „Soviel auf einmal, das ist fast des Guten zu viel, mehr jedenfalls als ein Huntermagen, wie der meinige, auf einmal verdauen kann.“

Oft schon war er die Straße hinabgegangen, Blumenthal entgegen, den er mit Ungebuld erwartete. Ehe er Waldau verließ, war er noch zu Neumann gegangen und hatte Jörg, wie ihn Blumenthal verlassen, im Fieber gefunden. Einige Zeit hatte er am Bette zugebracht, aufmerksam gemacht durch die Phantasien des Kranken, der Blumenthal's Namen nannte und in abgerissenen Sätzen diesen vor den großen Gefahren warnte, die ihm drohten. Neumann meinte freilich, daß auf diese Phantasien

nichts zu geben sei, Vormittags hätte er oft erzählt, daß der Pfarrer und der junge Graf im Hinterhalte lägen und bald auf Jörg, bald auf Blumenthal oder den Förster lauerten. Die Worte Jörg's waren allerdings verworren genug, zudem fehlte ihnen jede Klarheit, jeder Zusammenhang, aber doch war Berner etwas besorgt davongegangen, konnte man doch, vom Pfarrer sowohl als auch vom jungen Grafen das Schlimmste erwarten. In Berner's Freude war ein Schatten der Sorge gefallen, und etwas ungeduldig harrete er deshalb auch Blumenthal's Heimkehr. Er hatte die Absicht gehabt, einen Besuch auf Rabenberg abzustatten, um dem alten Herrn gründlich die Augen zu öffnen — aber dann konnte ihn leicht Blumenthal verfehlen, der doch jeden Augenblick zurückkehren mußte. Fräulein von Rabenberg kam ihm in den Sinn. „Sie wird nun wenigstens frei,“ murmelte er, „und damit ist viel gewonnen. Die Zeit wird sie beruhigen und vielleicht findet sich doch noch ein Ersatz für das, worauf sie jetzt verzichten muß.“

(Fortsetzung folgt.)

Wilhelm Wolff.

Von Friedrich Engels.

V.

In der „Neuen Rheinischen Zeitung“ vom 22. März 1849 eröffnete Wolff seinen Angriff gegen die schlesischen Junker wie folgt:

„Kaum war die Hof- und Krautjunkerkammer (die auf Grund der oktroyirten Verfassung und des oktroyirten Wahlgesetzes am 26. Februar 1849 zusammentrat) konstituiert, als auch sofort ein Antrag auf Regulirung, d. h. Ablösung der Feudallasten gestellt wurde. Die gnädigen Herren haben's eilig. Sie wünschen aus der ländlichen Bevölkerung noch vor Thorschluß soviel herauszupressen, daß sie einen hübschen Sparpfennig für etwaige schlimme Tage bei Seite legen, und ihren Personen voraus in's Ausland senden können.

„Für den Schreck, für die namenlose Angst, die sie in der ersten Zeit nach dem ‚Mißverständnis‘ des Berliner März und seinen nächsten Folgen erduldet, suchen sie jetzt aus den Taschen der geliebten Dorf-Untertanen einen doppelt lieblichen Balsam zu gewinnen.

„Schlesien insbesondere, das bisherige Goldland der Feudal- und Industriearone, soll noch einmal gründlich ausgebeutelt werden, damit der Glanz seiner gutsherrlichen Ritterschaft, vermehrt und verstärkt, fortstrahle.

„Wir haben gleich nach Erscheinen des im Dezember vorigen Jahres oktroyirten provisorischen Ablösungsgesetzes*) nachgewiesen, daß es lediglich auf den Vortheil der gnädigen Gutsherrn berechnet, daß der sogenannte kleine Mann der reinen Willkür der Großen, schon bei der Zusammensetzung des Schiedsgerichts, preisgegeben ist. Trotzdem ist die noble Ritterschaft nicht mit ihm zufrieden. Sie verlangt ein Gesetz, das dem ritterlichen Beutel noch einige Annehmlichkeiten mehr zuwenden soll.

„Im März und April 1848 stellten eine Menge hoher Herren in Schlesien ihren Bauern schriftliche Urkunden aus, worin sie auf alle bisherigen gutsunterthänigen Abgaben und Leistungen verzichteten. Um ihre Schlösser vor dem Niederbrennen und sich selbst vor einer eigenthümlichen Verzierung mancher Schloßlinde oder Hospappel zu sichern, gaben sie ihre sogenannten wohlverordneten Rechte mit einem Federzuge dahin. Zum Glück für sie war das Papier auch damals sehr geduldig.

„Als daher die Revolution, statt vorwärts zu marschiren, im Sumpf der Philisterei und des gemüthlichen Abwartens stecken blieb, da langten die Herren ihre Entsagungsurkunde hervor, nicht um sie zu erfüllen, sondern um sie als Beweisstücke zur Untersuchung gegen die rebellische Bauernkanaille dem Kriminalgericht

*) Siehe „Neue Welt“ Nr. 30.

einzuwenden.“ Wolff erzählt nun, wie die Bureaukratie unter Leitung des Oberpräsidenten Pinder und mit Hilfe mobiler Militärkolonnen die Bauern zur Erfüllung der alten Leistungen nöthigte, wie den Bauern nur die Hoffnung auf die Berliner Vereinbarungsverammlung blieb, wie die Herren Vereinbarer statt vor allen Dingen alle Feudalabgaben für unentgeltlich aufgehoben zu erklären, die Zeit mit Untersuchungen über Natur, Ursprung u. d. d. prächtigen Feudaldienste und Abgaben vertrödelten, bis die Reaktion hinreichend erstarkt war, um die ganze Versammlung auseinander zu jagen, ehe sie über die Abschaffung der Feudallasten irgendwelchen Beschluß gefaßt; wie dann das neue Ablösungsgesetz oktroyirt worden, wie aber sogar dies erreactionäre Gesetz den gnädigen Herren nicht genüge und sie jetzt noch weitergehende Forderungen stellten.

Aber die Herren Ritter hätten ihre Rechnung ohne den Wirth gemacht, dieser Wirth sei „der schlesische Bauer, nicht der Bourgeoisbauer mit 3, 4 und mehr Hufen Landes, sondern jene Masse von kleineren Bauern, von Hof- und Freigärtnern, Häuslern und ‚Zuhäusinnwohnern‘, welche bisher die eigentlichen Lastthiere der großen Grundbesitzer gewesen sind und nach dem Plane der letzteren unter einer andern Form fernerhin bleiben sollen.“

„Im Jahre 1848 hätte sich jene Masse mit unentgeltlicher Aufhebung der Feudallasten begnügt . . . nach der bitteren Lehrzeit in den letzten Monaten des Jahres 1848 und der bisherigen im Jahr 1849 ist das schlesische Landvolk, der ‚kleine Mann‘, immer mehr und mehr zu der Einsicht gekommen, daß die Herren Rittergutsbesitzer, statt sich durch ein fein erfonnenes Ablösungsgesetz neue Reichthümer zu oktroyiren, von Rechtswegen mindestens denjenigen Theil ihres Raubes zurückgeben müssen, den sie mit Hilfe der früheren Ablösungsgesetze in's Trockne gebracht haben. . . Von Dorf zu Dorf beschäftigt man sich jetzt mit der Frage, wieviel die Herren Raubritter bloß seit den letzten dreißig Jahren dem Landvolke gestohlen haben.“ Man hat's nicht so leicht wie in Frankreich, wo die Entschädigung der Nation in einer runden Summe von 1000 Millionen Franken, beinahe 300 Millionen Thaler, abgepreßt wurde, sodas „der französische Bauer weiß, wieviel er an Kapital und Zinsen zurückerhalten muß.“ In Preußen geschah die Ausbeutung jahraus jahrein, und bisher wußte nur der einzelne Bauer, was er und sein Dorf gezahlt haben. „Jetzt hat man aber den Ueberschlag für die ganze Provinz gemacht und gefunden, daß das Landvolk auf dem Wege der Ablösung an die gnädigen Herren theils in Grundstücken, theils in baarem Kapital und in Renten mehr als 80 Millionen Thaler gezahlt hat. Dazu kommen die jährlichen Abgaben und

Leistungen der bisher nicht Abgelösten. Diese Summe beträgt für die letzten dreißig Jahre mindestens 160 Millionen Thaler, macht mit den obigen zusammen circa 240 Millionen Thaler.

„Dem Landvolk ist mit diesen erst jetzt zu seiner Kunde gelangten Berechnungen ein Licht aufgegangen, vor dessen Helle die feudalen Spießgesellen . . . in sich zusammenschrecken. Sie haben 240 Millionen aus den Taschen des Landvolks geschluckt, und unsere 240 Millionen müssen wir bei der nächsten Gelegenheit zurückhaben — das ist der nunmehr im schlesischen Landvolk umherwandelnde Gedanke, das ist die Forderung, die bereits in Tausenden von Dörfern laut ausgesprochen wird.“

„Das mehr und mehr sich ausbreitende Bewußtsein, daß, wenn überhaupt von Entschädigung wegen der Feudallasten die Rede sein soll, die Bauern für den an ihnen begangenen ritterschaftlichen Raub entschädigt werden müssen — das ist eine ‚Errungenschaft‘, die bald ihre Früchte tragen wird. Sie läßt sich durch keinerlei Otkroyungskünste umstoßen. Die nächste Revolution wird ihr zur praktischen Geltung verhelfen, und die schlesischen Bauern werden dann wahrscheinlich ein ‚Entschädigungsgesetz‘ auszuarbeiten wissen, durch das nicht bloß das geraubte Kapital, sondern auch die ‚landesüblichen Interessen‘ den Rückweg in die Taschen des Volks finden.“



Ulrich Zwingli. Originalzeichnung. (Siehe Seite 380.)

Auf welchen „Rechtstitel“ hin die Herren Junker sich diese Summe angeeignet, lehrt der zweite Artikel, in der Nummer vom 25. März 1849.

„Wie's mit Erwerbung dieser raubritterlichen ‚Rechte‘ beschaffen ist, davon legt nicht bloß jede Seite der mittelalterlichen Geschichte, sondern jedes Jahr bis auf die allerneueste Zeit das lauteste Zeugniß ab. Das mittelalterliche Ritterschwert wußte sich später ganz herrlich mit dem Gänsefuß des Juristen und der Beamtenhorde zu verbünden. Aus der Gewalt wurde mittels einer Kartenschläger-Volte das ‚Recht‘, das ‚wohlerworbene Recht‘ fabrizirt. Ein Beispiel aus dem vorigen Jahrhundert. In den achtziger Jahren wurden in Schlesien, auf Veranlassung des Adels, Kommissionen zur Feststellung der Urbaren, der gutsherrlich-bäuerlichen Leistungen und Gegenleistungen niedergesetzt. . . . Die Kommissionen, aus Adligen und ihren Kreaturen zusammengesetzt,

arbeiteten vortrefflich — im Interesse der Aristokratie. Gleichwohl gelang es den hohen Herren bei weitem nicht überall, sogenannte ‚konfirmirte‘ (von den Bauern anerkannte) Urbaren zu Stande zu bringen. Wo es aber gelang, geschah es nur durch Gewalt oder Betrug. . . . Ganz naiv wird in der Einleitung zu einer Anzahl solcher Schriftstücke angeführt, daß die Bauern nicht unterkreuzen gewollt (schreiben konnten damals nur äußerst wenige), und daß sie theils durch Androhung, theils durch wirkliche Anwendung von Waffengewalt zur Unterschrift der sie und ihre Nachkommen übervortheilenden Urkunde gezwungen wurden. Auf Grund solcher ‚wohlerworbener Rechte‘ haben die Herren Ritter in Schlesien während der letzten dreißig Jahre jenes artige Sämmlchen von 240 Millionen Thalern aus dem Schweiß und Blut des Bauernstandes in ihre ahnenstolzen Geldkisten hinüber zu destilliren gewußt.“



Die Fuchsjagd.

Der Mensch.

Von J. Most.

VI.

(Schluß.)

„Der Kampf um's Dasein begünstigt nothwendig die allgemeine Divergenz oder das Auseinandergehen der organischen Formen, die beständige Neigung der Organismen, neue Arten zu bilden. . . . Indem von den Varietäten einer jeden Spezies die vermittelnden Zwischenformen erlöschen und die Uebergangsglieder aussterben, geht der Divergenzprozeß immer weiter, und bildet in den Extremen Gestalten aus, die wir als neue Arten unterscheiden.“

„. . . Das Gesetz des Fortschritts oder der Vervollkommnung konstatirt auf Grund der paläontologischen Erfahrung die äußerst wichtige Thatsache, daß zu allen Zeiten des organischen Lebens auf der Erde eine beständige Zunahme in der Vollkommenheit der organischen Bildungen stattgefunden hat. Seit jener unvordenklichen Zeit, in welcher das Leben auf unserem Planeten mit der Urzeugung von Moneren (lebendige Schleimklümpchen) begann, haben sich die Organismen aller Gruppen im Ganzen, wie im Einzelnen vervollkommenet und höher ausgebildet. Die stets zunehmende Mannichfaltigkeit der Lebensformen war stets zugleich von Fortschritten in der Organisation begleitet. Je tiefer Sie in die Schichten der Erde hinabsteigen, in welchen die Reste der ausgestorbenen Thiere und Pflanzen begraben liegen, je älter die letzteren mithin sind, desto einförmiger, einfacher und unvollkommener sind ihre Gestalten. Dies gilt sowohl von den Organismen im Großen und Ganzen, als von jeder einzelnen größeren oder kleineren Gruppe derselben, abgesehen natürlich von jenen Ausnahmen, die durch Rückbildung einzelner Formen entstehen.“

„Zur Bestätigung dieses Gesetzes will ich Ihnen hier wieder nur die wichtigste von allen Thiergruppen, den Stamm der Wirbelthiere, anführen. Die ältesten fossilen Wirbelthierreste, welche wir kennen, gehören der tiefstehenden Fischklasse an. Auf diese folgten späterhin die vollkommeneren Amphibien, dann die Reptilien, und endlich in noch viel späterer Zeit die höchstorganisirten Wirbelthierklassen, die Vögel und Säugethiere. Von den letzteren erschienen zuerst nur die niedrigsten und unvollkommensten Formen ohne Placenta (Muttertuchen), die Beutethiere, und viel später wiederum die vollkommeneren Säugethiere, mit Placenta. Auch von diesen traten zuerst nur niedere, später höhere auf, und erst in der jüngeren Tertiärzeit entwickelte sich aus den letzteren allmählich der Mensch.“

„Verfolgen Sie die historische Entwicklung des Pflanzenreichs, so finden Sie hier dasselbe Gesetz bestätigt. Auch von den Pflanzen existirte anfänglich bloß die niedrigste und unvollkommenste Klasse, diejenige der Algen oder Tange. Auf diese folgte später die Gruppe der farnkrautartigen Pflanzen oder Filicinen. Aber noch existirten keine Blüthenpflanzen oder Phanerogamen. Diese begannen erst später mit den Gymnospermen (Nadelhölzern und Cycadeen), welche in ihrer ganzen Bildung tief unter den übrigen Blüthenpflanzen stehen, und den Uebergang von den Filicinen zu den Angiospermen vermitteln. Diese letzteren entwickelten sich wiederum viel später, und zwar waren auch hier anfänglich bloß kronenlose Blüthenpflanzen, später erst kronenblüthige vorhanden. Endlich gingen unter diesen wieder die niederen Diapetalen den höheren Gamopetalen voraus. Diese ganze Reihenfolge ist ein unwiderleglicher Beweis für das Gesetz der fortschreitenden Entwicklung.“

„Fragen wir nun, wodurch diese Thatsache bedingt ist, so kommen wir wiederum, gerade so, wie bei der Thatsache der Differenzierung, auf die natürliche Züchtung im Kampf um's Dasein zurück. . . .“

Wenn dieses lange Citat unangemessen erscheinen sollte, für den sei bemerkt, daß dessen Inhalt für das Verständniß der folgenden Abschnitte nicht entbehrt werden kann. Ich ließ den Naturforscher Hückel sprechen, weil er die Theorien Darwin's,

insbesondere die fraglichen Naturgesetze, am anschaulichsten und doch verhältnißmäßig kurz gefaßt darstellte.

Damit nun aber trotz alledem keine Mißverständnisse entstehen, halte ich es für gerathen, noch einige anderweite Erklärungen anzufügen. Man muß sich nämlich nicht vorstellen, als habe jede Entstehung einer neuen Art unter allen Umständen einen Fortschritt im Gefolge. Es kann z. B. vorkommen, daß die minder begünstigten Individuen einer Art von den begünstigteren zwar verdrängt, nicht aber total vernichtet werden. Sie können sich auf ein Gebiet flüchten, wo sie keine normale Lebensweise zu führen vermögen und daher verkümmern. Es kann bei solcher Gelegenheit von Generation zu Generation ihre Gestalt sozusagen mehr einschrumpfen, auch kann es vorkommen, daß bei der neuen Lebensweise die einen oder die anderen Organe nicht mehr gebraucht werden und daher verkümmern, während andere Organe desto mehr angewendet werden müssen und daher zweckentsprechend sich entwickeln. Ferner kann es vorkommen, daß ein Theil einer Thierart vom besten Boden hinweg und auf einen schlechteren hingedrängt wird, und daß grade deshalb späterhin die also verdrängten Individuen eine höhere Entwicklung erlangen. Beim Menschen scheint dieses Verhältniß ganz besonders stark zur Geltung gekommen zu sein. Denn die Wurzeln der Kultur sind nicht da zu suchen, wo die Natur ihre Gaben überreichlich austreut, sondern da, wo der Mensch ohne bedeutende Anstrengungen keinesfalls zu existiren vermocht hätte.

Endlich sei noch darauf aufmerksam gemacht, daß man den Kampf um's Dasein für die heutige Gesellschaft nicht in seiner nackten Form anerkennen darf. Der Mensch als solcher ist zwar unstreitig geworden, was er ist, weil er dasjenige Wesen war, das im Kampfe um's Dasein alle anderen Thiere besiegte, allein schon die bei solchem Kampfe angewandte Waffe deutet darauf hin, daß ein Kampf um's Dasein zwischen den menschlichen Individuen nicht für alle Zeiten durchzufechten sein kann.

Es hat sich in der organischen Welt ein Prinzip entwickelt, welches ich den natürlichen Sozialismus nennen möchte; das Prinzip des Zusammenwirkens vieler zu gemeinsamen Zwecken; und diejenigen Thiere, welche nach diesem Prinzip verfahren, stehen innerhalb ihrer betreffenden Gruppen am günstigsten situirt da, so kläglich ihre Individualität im Einzelnen beschaffen sein mag, wie z. B. die Bienen und Ameisen beweisen. Solch' ein gemeinsames Handeln setzt die Erlangung eines gewissen Grades von Intelligenz voraus und führt zugleich zu weiterer intellektueller und damit natürlich auch zu physischer Entwicklung. Beim Menschen ist dieses Prinzip in ganz bedeutendem Grade vorherrschend, weshalb er ja auch als „Gesellschaftsthier“ bezeichnet wird.

Und in der That waren und sind ja alle Kulturfortschritte nicht das Werk menschlicher Individuen, sondern das ganzer Gruppen. Ein Blick in das Getriebe der modernen Gesellschaft muß uns überzeugen, daß der Kampf, den die Menschheit mit den Naturkräften insofern führt, als sie dieselben in immer großartigerem Maßstabe sich dienstbar zu machen sucht, ein Vorgehen mit vereinten Kräften stets nothwendiger macht. Wenn aber die Menschheit in steter Fortentwicklung zu immer entschiedenerer Vergesellschaftung gezwungen wird, ja, wenn ohne eine solche beständig zunehmende Vereinheitlichung der Menschheit gar keine Fortschritte mehr denkbar sind, dann liegt es doch auf der Hand, daß der wüste Kampf um's Daseins innerhalb des Menschengeschlechts allmählich ein Ende nehmen muß, und daß wir einer Zeit entgegen gehen, wo sich die gesammte Menschheit gleichsam als ein einziges, wenn auch vielköpfiges Individuum fühlt. Wären wir erst so weit, dann könnte man es vielleicht eher begreiflich finden, wenn der Mensch von seiner thierischen Herkunft nichts wissen will; doch dann wird man ja soviel Vernunft besitzen, um die Natur zu begreifen!

Es ist sehr zu beklagen, daß ein Mann wie Darwin sich

von dem Pfaffen Malthus einnehmen ließ, der den Kampf um's Dasein innerhalb der menschlichen Gesellschaft roherweise nicht nur als unabänderlich, sondern auch als absolut nothwendig darstellte. Marx beweist übrigens, daß Malthus in dieser Beziehung nur eine Abschreiberrolle gespielt hat, indem er die betreffenden Auslassungen einem älteren, wenig bekannt gewordenen Schriftsteller entnahm, ohne seine Quelle anzugeben.)

Das Vergesellschaftungsprinzip ist, wie gesagt, für die Menschheit geradezu Bedingung ihrer Fortexistenz — bei den heutigen und zukünftigen Produktionsverhältnissen mehr als je. Und wenn man mit der spöttischen Frage kommt: ob demnach die menschliche Gesellschaft eine Art Bienenstock darstellen solle? so antworte ich unbedenklich mit Ja! denn ich kann nichts Unvernünftiges darin sehen, daß die Menschheit sich im großartigsten Maßstabe organisiert, gemeinsam arbeitet, gemeinsam Vorräthe aufspeichert, gemeinsam genießt und — keine Drohnen duldet! Sind wir auch von jenem idealen Ziele noch weit entfernt, so zeigt doch der bisherige Entwicklungsgang der Dinge, daß wir demselben direkt entgegensteuern.

Robert Owen.

(Fortsetzung.)

Erwähnt sei aus jener Zeit eine bezeichnende Anekdote: Unter den Kunden des Mr. Mac Guffog war eine Dame „mit mehr Geld als Verstand“. Sie kam eines Tages in den Laden und verlangte feinste Irische Leinwand. Man legte ihr das Gewünschte vor, mit dem Bemerkten, der Preis sei 8 Shilling die Yard.*) „Ich wünsche feinere Qualität; diese ist mir nicht gut genug.“ Man versicherte, es gebe keine feinere und theurere Leinwand, als die zu 8 Shilling. Umsonst, die Dame ließ sich nicht abbringen; und da Herr Mac Guffog die gute Kundin nicht verlieren wollte, so ließ er ein Packet Leinwand herbeibringen, — das sei das non plus ultra von Feinheit, aber es koste auch 10 Sh. die Yard! Die Dame war nun zufrieden und kaufte. Nicht zufrieden war aber der Herr Commis, in dessen Kopf sich bereits höchst unkaufmännische Gedanken eingenistet hatten. Dem thörichten Weib eine Lektion geben — recht und gut; jedoch einen Betrug verüben — das durfte nicht sein. Er setzte in der Rechnung bloß 8 Sh. an. Und die Wirkung? Die Dame vermuthete, es sei ein Irrthum begangen worden, schickte den Betrag, welchen sie — die Yard zu 10 Sh. berechnet — für den richtigen hielt, ein, und gerieth, als ihr der Sachverhalt erklärt wurde, in den heftigsten Zorn; man habe sie zum Besten gehabt, man habe sie schmäzlich betrogen! Vergebens suchte man ihr begreiflich zu machen, daß der vermeintliche Betrug darin bestehe, daß man sie nicht betrogen; Herr Mac Guffog hatte seine beste Kundin unwiederbringlich verloren. Was er zu dieser mißglückten Anwendung der famosen Lebensregel: *Honesty is the best policy* — Ehrlichkeit ist die beste Politik! sagte, das wissen wir nicht; den sonderbaren Schwärmer, welchen das Schicksal ihm in den Laden hineingeschneit hatte, bestränkte die Sache aber in seinen höchst unkaufmännischen Gedanken. Statt die „praktische“ Lehre daraus zu ziehen, daß Moral und Geschäft ebenso wenig mit einander zu thun haben, wie Moral und Politik (welch letztere ja heutzutage auch „Geschäft“ ist), kam er zu der polizeiwidrigen Folgerung, daß Verhältnisse, die Solches ermöglichen, ja hervorriefen, durch und durch verschrobene, unnatürliche sein müßten. Die Kluft zwischen den theoretischen anerkannten Regeln der Moral und den praktisch befolgten Regeln der Lebensklugheit enthüllte sich mehr und mehr seinem auf den Grund der Dinge gehenden Verstand, und er fing an, sich zu fragen, ob die Kluft eine ewige sei, kraft unabänderlicher Naturgesetze existire, oder ob sie bloß die Folge veränderlicher, reformfähiger, gesellschaftlicher Einrichtungen sei. Wer aber dazu gelangt, sich ernsthaft diese Frage

Will man nun aber naturwissenschaftlich beweisen, daß ohne individuellen Kampf um's Dasein innerhalb der Menschheit dieselbe alsbald sich so vermehren werde, daß sie weder Nahrung noch Raum zu finden vermöge, so muß ich einfach entgegen: Abwarten! Noch gibt es eine solche Menge gar nicht oder fast gar nicht bewölkerten Bodens, noch bleibt ein solch' ungeheurer Strich Erde urbar zu machen, noch ist so wenig zu berechnen, wie vielmal bei rationellem Anbau und sonstiger praktischer Ausbeute des Bodens die Ernten u. c. vergrößert werden können, daß für Jahrtausende die Frage der Uebevölkerung eine müßige ist. Sollte dieselbe jedoch wirklich einmal einen beängstigenden Charakter annehmen, dann wird eine Gesellschaft, die bis dahin zweifellos eine Kulturstufe erreicht haben wird, von der wir uns unmöglich jetzt schon einen Begriff machen können, die geeigneten Hilfsmittel in Anwendung zu bringen wissen. Wir thun jedenfalls besser, wenn wir uns um die soziale Frage der Gegenwart kümmern, anstatt uns den Kopf zu zerbrechen, was für eine Kalamität einmal entstehen könnte, wenn Dies oder Jenes zur Geltung oder nicht zur Geltung gelangt.

zu stellen, der hat nicht Ruhe, nicht Raft, bis er die Antwort gefunden hat — oder den Tod. —

Im Jahr 1785 ging Robert mit Empfehlungen des Herrn Mac Guffog, der ihn nur ungern gehen ließ, nach London, von dessen geheimnißvoller Größe er sich magnetisch angezogen fühlte. Er fand hier bald eine Commisstelle mit 25 £. St. jährlich und freier Kost und Wohnung — höchst günstige Bedingungen für einen Knaben von 14 Jahren. Es war sehr viel zu thun; allein die späten Abendstunden hatte er wenigstens für sich, und der graubende Morgen traf ihn meist noch über den Büchern. — Owen blieb aber nicht lange in dieser Stelle; es wurde ihm ein Platz in Manchester angeboten, der 15 £. St. mehr einbrachte, und er griff um so bereitwilliger zu, als der kolossale Aufschwung der Baumwollfabrikation, welche schon damals ihren Hauptsitz in Manchester hatte, seine Aufmerksamkeit zu erwecken begann. In Manchester vernachlässigte er weder seine Bücher noch das Geschäft, aber er hatte auch seine Augen offen für das emsige, wogende Leben da draußen; und mit forschenden Blicken betrachtete er die neue Welt der modernen Großindustrie, welche rings um ihn pochte, hämmerte, mit eisernen Fingern spann, mit eisernen Armen wob „am tausenden Webstuhl der Zeit“ — mit eiserner Hand den goldenen Segen Hunderten in den Schooß warf, und mit eisernem Fuß Tausende in das Elend hinabschleuderte.

Mußten die Tausende dem Elend verfallen, damit die Hunderte oben auf Fortuna's Rad sitzen konnten?

Es war eine gewaltige Zeit. Eine mächtige soziale Revolution vollstreckte sich in England, während drüben in Frankreich die größte aller politischen Revolutionen sich vorbereitete und ihre düsteren Schatten schon vor sich her warf. Die Dampfmaschine (Watt), die Baumwollspinn- (Arkwright und Kay) und der Dampfwebstuhl (Cartwright) bewirkten eine totale Umwälzung der alten Produktionsweise; die Kleinproduktion wurde zum Tod verurtheilt, dem innerhalb der kleinbürgerlichen Schranken geregelten Handwerk der Boden unter den Füßen weggerissen und die Gesellschaft hinausgeschleudert auf den Ocean der entfesselten freien Konkurrenz, in den Krieg Aller gegen Alle, wo statt der Keulen, Hellebarben und Morgensterne Maschinenschäfte mit zermalender Kraft geschwungen werden, und wo, wer unbewaffnet in den Kampf geht, gerade so unvermeidlich zu Boden geschmettert wird, wie vor vierthundert Jahren die nackten Bauern von den gepanzerten Rittern: „der Bauern Tod“.

Noch heute rast dieser Krieg fort, aber es sind doch in den Kulturländern gewisse Bestimmungen zur Geltung gelangt, welche die Barbarei einigermaßen zügeln. Damals existirte keine Fabrik-

*) Die Yard = 3 Fuß. — 1 Shilling = 1 Mark.

Alte, kein Gesetz zum Schutz der Frauen, der Kinder. Das arbeitende Volk war dem Kapital auf Gnade und Ungnade überliefert, und die „Conquistadores“, die Eroberer von Mexiko und Peru, haben die Eingeborenen nicht schamloser und grausamer ausgebeutet, als die Conquistadores der neuen Welt der Großindustrie das ihnen verfallene arbeitende Volk.

Owen sah mit Entsetzen diese Greuel, er sah aber gleichzeitig, daß durch die Großindustrie die Produktion außerordentlich gesteigert wurde. Die Vortheile waren handgreiflich. Die Nachtheile gleichfalls. Aber waren die Nachtheile nothwendig? War es nicht möglich, der Gesellschaft die Vortheile zu sichern, ohne die Nachtheile mit in den Kauf zu nehmen? — Er warf sich mit Eifer auf das Studium des wichtigsten Industriezweigs, der Baumwollfabrikation, und war bald in alle Geheimnisse derselben eingedrungen. Er wollte Baumwollensfabrikant werden. Als ihm aber 1789 ein Mechaniker, Namens Jones, den er kennen gelernt hatte, den Vorschlag machte, gemeinschaftlich mit ihm eine Fabrik zur Anfertigung der neuen Baumwollen-Maschinen zu errichten, griff er zu, kündigte seinem Prinzipal und wurde „Maschinenfabrikant“ mit einem Kapital von 100 £. St., die er sich von seinem Bruder in London geborgt hatte. Jones zeigte sich unfähig; er wollte auch keinen Rath annehmen, und so hielt es denn Owen nach einigen Monaten für das Beste, seine Theilhaberschaft an einen Kapitalisten, der sich meldete, zu verkaufen. Er kehrte nun zu seinem ursprünglichen Plane zurück. Mit dem empfangenen Gelde mietete er ein Fabrikgebäude, das er zum größten Theil an Untervermieter abließ, und stellte ein paar Spinnmaschinen auf. Die Erfahrungen, die er in seiner kurzen Laufbahn als Maschinenfabrikant gemacht, kamen ihm trefflich zu statten, er erwarb sich in kurzem eine gute Kundschaft; allein Mangel an Kapital trat ihm bei jedem Schritt hindernd in den Weg, und als ihm eines Tages mitgetheilt wurde, daß Herr Drinkinwater, ein reicher Baumwollensfabrikant, den sein alter Geschäftsführer plötzlich verlassen, einen neuen Geschäftsführer suche, faßte er Knall und Fall den Entschluß, sich Herrn Drinkinwater anzubieten. Gedacht, gethan. Herr Drinkinwater maß anfangs das kaum zwanzigjährige Bürschchen, das sich unterfing, einer der größten Fabriken Englands vorstehen zu wollen, mit etwas erstaunten und geringschätzigen Blicken: „Sie sind zu jung!“ — „Vor vier oder fünf Jahren wäre ich es gewesen.“ — „Wie oft betrinken Sie sich die Woche?“ (Die Frage ist kulturgeschichtlich interessant.) — „Ich war noch nie in meinem Leben betrunken.“

— „Welchen Gehalt fordern sie?“ — „Dreihundert Pfund Sterling.“ Die kurzen, entschiedenen Antworten imponirten Herrn Drinkinwater: er erkundigte sich näher, und das Resultat war, daß er Owen engagirte.

Dies war im Jahre 1791. Die französische Revolution, welche um jene Zeit die Welt bewegte, scheint auf Owen einen geringen Eindruck gemacht zu haben. Politische Fragen hatten stets für ihn nur ein untergeordnetes Interesse. Herr Drinkinwater hatte keine Ursache, seine Wahl zu bereuen. Der junge Geschäftsführer brachte rasch Ordnung in das vernachlässigte Etablissement und vervollkommnete die Maschinerie dergestalt, daß die Fabrik binnen kurzem anerkanntermaßen das feinste Gespinnst in England lieferte. Dabei wurden die Arbeiter gut bezahlt und human behandelt. Nach Jahresfrist erhöhte Herr Drinkinwater, der sich eine so tüchtige Kraft um jeden Preis erhalten wollte, Owen's Gehalt von 300 auf 400 £. St. und verpflichtete sich kontraktlich, das dritte Jahr 500 £. St. zu zahlen und nach Ablauf desselben den Geschäftsführer zum Kompagnon zu nehmen. Ehe jedoch der Kontrakt zur vollen Ausführung kam, fühlte Owen sich durch eine, wie er später zugab, falsch von ihm aufgefaßte Handlung des Herrn Drinkinwater beleidigt, entledigte diesen aller Verpflichtungen und gründete in Manchester eine eigene Spinnerei, jedoch nur für solche Garne, die nicht in der Fabrik des Herrn Drinkinwater angefertigt wurden, da er denselben trotz seiner Differenz mit ihm nicht schädigen wollte. Das Unternehmen gelang und Owen war ein „gemachter Mann“, von den übrigen Fabrikanten bewundert als Geschäftsmann und — belächelt als Sonderling; denn er fand keinen Gefallen an den Vergnügungen, mit denen seine Herren Kollegen ihr Geld und ihre Zeit todtschlügen, sondern führte ein wahres Einsiedlerleben und verließ seine Bücher nur, um in der „Literarischen und philosophischen Gesellschaft“, die ihn zum Mitglied ernannt hatte, mit Männern zu verkehren, von denen er zu lernen hoffte: Männern, wie Coleridge, der Dichter, Dalton, der Chemiker, Fulton, der Erfinder, welcher letzteren er für seine Experimente mit bedeutenden Geldzuschüssen unterstützte. Und kam Owen einmal in die Gesellschaft seiner Geschäfts-Kollegen, so förderte er (wenn er überhaupt zum Sprechen zu bringen, was nicht leicht, denn er war sehr einsilbig) so haarsträubende Ideen zu Tage, daß es den Herren Fabrikanten angst und bange wurde — Ideen, die bald Fleisch und Blut werden sollten. (Fortsetzung folgt.)

Pariser Maisons de Retraite.

Von Gustav Rasch.

II.

Das Zufluchts haus des Pariser Arbeiters.

Um unsern Besuch in dem Zufluchts hause des braven Pariser Arbeiters, des Tapezierers Boulard, zu machen, fahren wir mit einem der am Louvre stationirten Tramwaywagen den Quai hinab, an dem im Wiederaufbau begriffenen Stadthause vorüber, nach der Barriere du Trône, wo während der großen französischen Revolution eine Zeitlang die Guillotine stand, bis sie nach dem Revolutionsplatz zurückgebracht wurde. Von dort bringt uns derselbe Wagen in zehn Minuten nach St. Mandé, in die schönste, meistens aus Landhäusern bestehende Pariser Vorstadt. In der Mitte der Hauptstraße steigen wir vor dem Gitterthore eines aus einem Mittelgebäude und aus zwei Seitenflügeln bestehenden Landhauses aus. Den Raum vom Gitterthore bis zu den Gebäudegruppen nimmt ein weiter, mit Blumenparterres, Rasenstreifen und Baumgruppen bedeckter Hof ein. Wir stehen vor dem Zufluchts hause des Pariser Arbeiters, welches derselbe in den Jahren 1825 bis 1830 hier ganz in derselben Gestalt, wie es sich uns heute darbietet, aufbauen ließ und zwölf alten und armen Tapezierern als Zufluchtsstätte gegen Krankheit und Armut schenkte, welche ihr siebzigstes Lebensjahr hinter sich hatten. Paris

hatte damals zwölf Arrondissements; aus jedem Arrondissement wählte Boulard einen Tapezierer aus und führte ihn in sein mit Komfort eingerichtetes Landhaus, um ihm ein nach dem großen, die Rückseite des Gebäudes umgebenden Garten gehendes wohnliches Zimmer, einen Platz im Speisesaal, Lebensunterhalt, Wäsche und Kleider für den Rest seiner Tage anzubieten. Seitdem haben die Gäste des Hauses natürlich oft gewechselt — siebzigjährige Leute haben nicht viele Jahre mehr vor sich —, die Einrichtung des Hauses ist ganz dieselbe geblieben, wie sie am Einweihungstage des Jahres 1830 war. Boulard hat sein Haus dem heiligen Michael geweiht. Wir lesen deshalb auch die Worte „Saint Michel“ am Frontispiz des Gebäudes.

Es ging schon gegen Abend, als ich vor dem Gitterthor der Maison de Retraite des Pariser Arbeiters ausstieg. Vor dem Gitterthore gingen zwei alte Männer, mit einander plaudernd, auf und ab, die Abendkühle genießend. Sie mußten zu den Gästen des Hauses gehören; denn sie waren in Hauskleidern. Der Eine trug einen Schlafrock aus einem dunkelrothen, verschossenen, sammetnen Stoff; eine Mütze aus demselben Stoff bedeckte sein spärliches graues Haar; der Andere war in einem unscheinbaren Hausanzuge. Beide sahen rüstig und frisch aus,

obschon Beide, wie ich nachher von dem Direktor hörte, das achtzigste Jahr schon überschritten hatten.

Neben dem verschlossenen großen Gitterthore befand sich ein kleines Thor, dessen Flügel nur angelehnt war. Ich trat ein und befand mich in dem Blumenhofe des Landhauses. Aus der kleinen Conciiergeolge, welche sich zur Rechten des Thors befand, starrte mir der Conciierge entgegen. Der Conciierge war auch schon den Siebzigen nahe, übrigens eine rüftige, magere Gestalt von kaum Mittelgröße, mit intelligenten Gesichtszügen, mit dunkelschwarzen Augen und weißem Haar. Im Hause Boulard's war Alles alt, nur der Direktor, seine Frau und ein großer Hund von Neufundländer Rasse nicht, der uns bellend in großen Sägen über Blumenbeete und Rasenplätze entgegensprang. „Seien Sie unbesorgt, mein Herr,“ sagte der Conciierge, „Tom ist sehr gut; er bellt nur, heißt aber nicht; er ist noch sehr jung. Sie wollten wohl unser Haus sehen?“

„So ist es! Ich habe eine Karte vom Seinepräfecten.“

„Ich werde Sie sogleich dem Herrn Direktor melden, mein Herr.“

Der Conciierge war ein alter Soldat und als solcher an militärische Disziplin und Unterwürfigkeit gewöhnt. Er stand, immer seine Militärmütze in der Hand. „Mann,“ sagte ich, „erst setzen Sie die Mütze auf; ich liebe es nicht, wenn ein Mensch mit abgezogener Mütze vor mir steht.“ Währenddem beschäftigte ich mich mit Tom, die Aechtheit seiner Rasse prüfend. Er hatte sehr schöne zutrauliche Augen und trug ein aus Messing bestehendes Halsband um den dicken, zottigen Hals. Das Halsband hatte, wie ich sah, eine Inschrift. „Was steht denn dort auf dem Halsband?“ fragte ich den Conciierge. Der Conciierge strich das dicke, schwarze Haar des mächtigen Thieres zurück, und nun las ich: „Je m'appelle Tom et j'appartiens à la maison de St. Michel à St. Mandé.“ (Ich heiße Tom und gehöre dem Hause des heiligen Michael zu St. Mandé.)

„Sehen Sie, mein Herr,“ sagte der Conciierge mit schlaudem Lächeln, „so geht uns Tom nie verloren!“

„Gewiß nicht — wenn Tom ehrlichen Leuten in die Hände fällt. Aber nun führen Sie mich zu dem Herrn Direktor; sonst finde ich Ihre sämmtlichen Pensionäre im Bett. Es wird dunkel.“

Der Conciierge hatte seine Mütze bei meiner Anrede schon wieder in der Hand.

„Freund, setzen Sie die Mütze auf! Ich liebe die militärische Unterthänigkeit gar nicht.“

Endlich war die Mütze wieder auf dem Kopfe und wir schritten in Begleitung Tom's, der uns in wilden Sägen bellend umsprang, dem Hause zu. Der Conciierge zählte mir alle Aemter auf, die er im Hause des heiligen Michael bekleidete — es waren wenigstens sieben, weltliche und geistliche; er war auch Sakristan und Bureaudiener, Heizer und Kanzlist — und erzählte mir von den Pensionären des Hauses. Den vornehmsten hatte ich vor dem Gitterthor gesehen, den Mann im verschlossenen rothen Sammet Schlafrocke; er war ein ehemaliger „homme de lettres“ — ein Gelehrter; besonders Respekt hatte mein Begleiter aber vor dem ältesten Pensionär des Hauses; denn er war ehemals Soldat gewesen, noch in der Garde des Kaisers, wie mein Begleiter ehrfurchtsvoll erwähnte, und trug die Helena-Medaille; ein dritter war ein ehemaliger Tapezierer. Er war gelähmt und befand sich immer im Bett. Bei jeder neuen Anrede meinerseits hatte der Mann wieder die Mütze in der Hand, die ich ihm immer erst wieder auf den Kopf setzte, bevor wir unsern Spaziergang fortsetzten, während Tom bellte und dann mit einem Freuden-geheul auf einen behäbig aussehenden Mann in den vierziger Jahren losstürzte, der mit einer ebenso behäbigen Frau unter der Säulenkonnade des linken Seitenflügels des Hauses zum heiligen Michael einherging und die Abendstühle genoß. „Der Herr Direktor!“ sagte mein Begleiter mit den sieben Aemtern; die Mütze flog wieder vom Kopfe, und seit diesem Moment konnte ich sie, solange wir in Gesellschaft „des Herrn Direktors“ waren, dem ehemaligen Sergeanten und Mann mit den sieben Aemtern nicht wieder auf den Kopf bringen. Ich übergab ihm meine Karte und die Karte des Seinepräfecten und hieß ihn, vor mir her-

zugehen und mich dem Herrn Direktor zu melden. Mit militärischer Strammheit, immer die Mütze in der Hand, führte er meinen Auftrag aus.

„Lassen Sie mich Sie selbst begleiten, mein Herr, und Ihnen unser Haus zeigen,“ sagte der Direktor, nachdem ich mich ihm und seiner Gemahlin vorgestellt und ihnen meinen Wunsch ausgesprochen hatte, das Haus zum heiligen Michael zu sehen; „es zerstreut mich; ich bin Ihr bester Führer, und dann kann ich mit Ihnen von dem letzten Krieg und von den Zuständen in Deutschland sprechen. Ich weiß, Sie sind unser Feind nicht.“

In Begleitung des Mannes mit den sieben Aemtern und Tom's traten wir unsere Wanderung durch das gastliche Zufluchts-haus des Pariser Arbeiters an.

Das Erdgeschosß des ganzen Hauses war dem Blumenhofe zu von einer offenen Säulenkonnade umgeben. Aus dem Säulengange schaute der Spaziergänger auf die Baumgruppen, auf die Rasenflächen und auf die Blumenparterres des Gartens und athmete ihren Duft ein. Der Gründer dieses Hauses hatte dafür gesorgt, daß seine alten Gäste während des schlechten Wetters nicht im Zimmer zu bleiben brauchten, sondern frische Luft und Blumenduft einathmen konnten; deshalb hatte er die Säulenkonnade angelegt. Auf dieselbe öffnet sich eine Reihe tief hinabgehender Fenster des Mittelgebäudes.

Ich blickte durch diese Fenster zuerst in einen etwas rokok-artig drapirten Saal. An den Wänden befanden sich Bücherschränke; über den Bücherschränken Bilder, Delgemälde und Kupferstiche. Von der Decke hing ein Kronleuchter von altmodischer Form. In der Mitte des Saales stand ein langer, mit grünem Tuch bedeckter Tisch. Auf dem Tische lagen allerlei Bücher. Neben dem Tische standen Atlanten mit Bildermappen. An dem Tische standen Rohrstühle, Rohrfessel und bequeme Armstühle, an den Wänden mehrere altmodische Divans, die in ihrer Form und in ihrer Zierrath auch an den Geschmack des vorigen Jahrhunderts erinnerten.

„Wozu verwenden Sie denn das Zimmer?“ fragte ich, noch einen Blick durch die Fenster werfend, nicht ohne Verwunderung den Direktor.

„Es ist das Lesezimmer und Unterhaltungszimmer für unsere Pensionäre.“

„Das Zimmer würde für jedes Kasino passen. Bequeme Sessel und Divans. Gute Bilder. Die Bücherschränke sind voll Bücher?“

„Herr Boulard hat es so eingerichtet. Alle Jahre werden die Bücher durch die Erscheinungen der Literatur vervollständigt, welche für den Gesichtskreis unserer Gäste von Interesse sind.“

Wir gingen den Säulengang weiter hinab. Durch andere bis zu dem Boden hinabreichende Fenster blickte ich in einen andern Saal. Er war geschmackvoll decorirt. Eine Reihe Rohrfessel und Lehnstühle stand an den Wänden entlang. Die Mitte des Saales nahm eine lange Tafel in Hufeisenform ein. Von der hinteren Wand, deren große Fenster nach dem Garten hin-ausgehen, schaute ein Delgemälde in Lebensgröße, ein Kniestück, auf die Tafel herab. Es stellte einen Mann in mittlerem Lebensalter, in der Tracht zu Anfang dieses Jahrhunderts dar, welcher aus seinen schönen dunkelbraunen Augen in den Saal auf die Tafel blickte. Das reiche, braune Haar verdeckte die Hälfte der Stirn. Die Gesichtszüge waren sehr sympathisch.

„Wozu dient dieser Saal?“ fragte ich meinen Begleiter.

„Es ist unser Eßsaal! Die Tafel hat Herr Boulard so eingerichtet, daß die Gäste in gemüthlicher Weise einander sich gegenüber sitzen können.“

„Und wen stellt dies meisterhaft ausgeführte Bild dar?“

„Den Gründer dieses Hauses. Herr Boulard schenkte es dem Hause am Einweihungstage. Es war am 25. Januar 1832. Er ließ das Bild der Tafel gegenüber an der Wand aufhängen und sagte: ‚So werde ich, auch wenn ich gestorben sein werde, noch viele, viele Jahre in den fröhlichsten Stunden des Tages unter meinen Gästen leben.‘“

„Ein schöner Gedanke. Und wird gut in dem Hause des Pariser Arbeiters gespeist, mein Herr?“

„Gewiß. Herr Boulard hat das Haus so reich dotirt, daß seine Gäste an Nichts Mangel leiden. Morgens Kaffee, Milch, Chokolade, eine Suppe, was die Gäste wünschen. Sie brauchen nur zu befehlen. Ein aus zwei Schüsseln bestehendes Dejeuner; das Diner aus drei Schüsseln. Dazu natürlich Dessert und jedesmal eine halbe Flasche guten Bordeaux. Alte Leute brauchen guten, starken Wein. Sie erhalten auch sonst während des Tages Wein, wenn sie wünschen.“

„Es lebt sich wirklich gut in dem Hause des Pariser Arbeiters.“

„Gewiß, mein Herr! Für den Winter sind, wie Sie sehen, alle Räume durch große Ofen erwärmt. Alte Leute haben wenig natürliche Lebenswärme. Deshalb legte Herr Boulard auf eine durchgehende Erwärmung des Hauses großes Gewicht. Das

Haus ist etwas kokett, mit großer Raumverschwendung gebaut und angelegt; aber alle Einrichtungen sind auf Komfort und Behaglichkeit berechnet. Ich werde Ihnen hernach die Kapelle, die Küche, die Badezimmer und das Wäschezimmer zeigen. Vielleicht befehlen Sie sich jetzt die einzelnen Zimmer unserer Gäste; sonst möchten Sie die Herren alle im Bett finden.“

„Also Ihre Gäste schlafen nicht in Schlaffälen zusammen?“

„Gott bewahre! Herr Boulard sagte: „In so hohem Alter muß jeder meiner Gäste sein eigenes Zimmer haben.““

Der Mann mit den sieben Keimern erhielt Befehl, mich in die Zimmer zu führen, und ich stieg mit ihm die Treppe zum oberen Stock hinauf. Zuerst setzte ich ihm seine Militärmütze auf den Kopf. (Schluß folgt.)

Ein Proletarierkind.

Novelle von M. Kautsky.

(Fortsetzung.)

Alles blieb beim Alten. Marie lief noch immer im grimmigsten Froste oder im strömendsten Regen, niemals hinlänglich vor Kälte und Nässe geschützt, den Weg in's Atelier und nach 4 Uhr wieder zurück; kam sie dann nach Hause, da hatten schon die Nachbarn Leute allerlei kleine häusliche Arbeiten oder weite Laufereien für das „flinke Mieserl“, wie sie sie dann nannten, aufgespart. Da sich Niemand um sie kümmerte, Niemand sie in seinen Schutz nahm, so ward sie gewissermaßen als herrenloses Gut angesehen, auf das Jeder ein Recht zu haben glaubte, es nach seinem Gutdünken zu verwenden. Man übertrug ihr deshalb gewöhnlich das, was zu schwierig oder zu unangenehm war, um es selber zu besorgen. Man hatte kein Erbarmen mit ihr, da sie keines mit sich selbst zu haben schien; sie that ja alles gern und willig, fügte sich allem so geduldig und war dabei das übermüthigste und lustigste Ding von der Welt, das sich für all' die Mühe, die ihm die Leute verursachten, gar oft durch ein Schelmenstückchen bezahlt machte. Man ließ sich das gern gefallen, ja man forderte stets gute Laune von ihr. Auch ihr Vater, wenn er einmal, was freilich selten vorkam, des Abends nicht in's Wirthshaus ging, forderte dann von ihr Unterhaltung und Zerstreuung, und so mußte dieses Kind, dem Niemand noch etwas Gutes gethan, der Trost, die Freude, die Erheiterung seiner ganzen Umgebung sein.

Seit ihrem Besuche bei Fräulein Fanny war eine Stunde verfloßen, es war Abend geworden. Miez hatte die kleine Petroleumlampe angezündet und den Tisch gedeckt, denn der Vater hatte gesagt: „Möglich, daß ich heute noch nach Hause komme, richte ein Nachtmahl!“ Nachdem dies besorgt, war sie in die Küche gegangen, hatte das kleine Fenster, das auf den Gang ging, aufgemacht und lehnte in demselben. Die Neugierige erwartete Hilpert mit seinem Freunde; fast wurde es ihr zu lange, und sie fing an, ungeduldig zu werden.

Da hörte sie's im Schnellschritt, der vier Stufen auf einmal nimmt, die Stiege heraufstürmen; ehe sie sich's versah, stand ein im Dämmerlichte fast riesengroß erscheinender Mann vor ihr. Er hatte sie bemerkt und grüßte.

„Wohnt der Schlosser Hilpert hier?“

„Aha, da haben wir ihn, unsern Engländer, und er hat richtig so lange Beine, wie der meinige,“ dachte sie, und da es ihr vorkam, als habe er auf die Thüre weiter unten gezeigt, antwortete sie: „Freilich wohnt er hier, aber er ist jetzt nicht zu Hause, er ist dem Denk entgegen gegangen, und ich wette, der Denk sind Sie?“

„Ja, der bin ich, und da Sie so gütig sind, meine Persönlichkeit selbst festzustellen, so bitte ich um Einlaß,“ erwiderte Denk, der wußte, daß Hilpert eine Schwester habe, und in Folge von Mariens unklarer Antwort diese für dieselbe hielt.

„Sie wollen zu mir?“

„Berlangen Sie, daß ich Hilpert auf der Treppe erwarte?“

„Warum nicht gar! Sie sind vielleicht müde, hungrig, durstig —?“

„Ich hätte nichts dagegen, einen Bissen noch vor der Ankunft Bruder Hilpert's zu verzehren. Sie gestatten also?“ und er legte die Hand auf die Thürklinke. Die Thüre war offen und er trat ein.

„Was wird aber Fräulein Fanny —?“ hier unterbrach sich Miez selbst mit einem hellen Lachen, und wie ein Blitz kam ihr der übermüthige Gedanke, das Mißverständnis nicht aufzuklären. Es erschien ihr so lustig, daß der Denk, der vielverlangende „Engländer“, mit dem Fräulein Fanny sich so paßig machte, für den es ihr eine Beleidigung schien, wenn sie ihn mit ihr zusammenbrächte, nun doch mit dem „dummen Mädel“ zuerst Bekanntschaft machte, und daß sie, während die da drüben briet und fott, um seinen verwöhnten Magen zu befriedigen, diesen mit einigen ordinären Butterbrotten vollstopfen wollte. „Kommen Sie nur herein, nur herein!“ und sie riß, fortwährend lachend, die Zimmerthür auf. „Gutes kriegen Sie nicht, aber viel, und wenn Sie nichts anderes reden wollen, als vom Kongreß, meinewegen, auf eine politische ‚Konversion‘ soll's mir auch nicht ankommen.“

Denk, der schon in der Küche seinen Reisekoffer abgeworfen, sah sich in dem kleinen, hell erleuchteten Zimmerchen rasch um, und da Niemand sonst darin war, suchte sein Blick die junge und noch immer lichernde Wirthin, seines Freundes vermeintliche Schwester.

Sie hatte ihm schon einen Sessel hingestellt und sagte recht würdevoll: „Setzen Sie sich nur, Herr Denk,“ dann drehte sie die Lampe so, daß ihr Licht auf ihn fiel — und jetzt konnte sie ihn ordentlich betrachten. Ihre Blicke trafen sich.

Unserer Miez stockte der Athem, ihre freischen Lippen öffneten sich ein wenig und die Augen blickten unverwandt und immer verwunderter auf das schöne Mannesantlitz des vor ihr Stehenden, der sie seinerseits mit sehr befriedigtem Lächeln ebenfalls musterte. Er glaubte, noch nie ein so lieblich unschuldiges Kindergeßicht gesehen zu haben, und streckte ihr herzlich beide Hände entgegen.

„Sie sind das erste deutsche Mädchen, das mir hier entgegenkommt; lassen Sie mich Ihre Hände drücken; wenn man so lange in der Fremde war, findet man so etwas Verwandtes, Trauliches in der Landmannschaft.“

Er schüttelte treuherzig die kleinen rauhen Hände, die sie ihm willenlos überließ; aber noch immer kam kein Wort, kein Hauch über die sonst so geschwägigen Lippen, nur die Augen hatten sich tief gesenkt. Ihm selbst mochte das auffallen. Er fürchtete, die Kleine eingeschüchtert zu haben und wollte ihr schnell die frühere Ungerlichkeit wiedergeben. Er setzte sich daher und rief mit fröhlicher Stimme: „Gedeckt ist der Tisch und Brot und Butter im Uebersuß vorhanden; das soll ein rechter Schmaus werden, denn ich bin, weiß Gott, hungrig wie ein Steppenwolf.“

Nun kam's wie ein Seufzer aus des Mädchens Brust und ihre Augen sahen fast bittend zu ihm hinüber.

„Es ist viel zu schlecht für Sie, jetzt seh' ich's ein; seien Sie nur nicht böse. . .“

„Böse? Ich könnte es werden, wenn Sie solche Lebensarten machen wie ein zimperliches Bourgeoisdämchen, das, weil ihr selber nichts mehr gut genug ist, dies auch bei Andern voraussetzt. Unter uns paßt das nicht. Wir Arbeiter sind eine Familie und haben gleichgeartete Mägen, Brot“ — und er schnitt ein tüchtiges Stück davon ab — „Brot muß uns so lange befriedigen, bis wir uns das Fleisch dazu erkämpft haben.“

Ein zweiter tiefer Athemzug schien Mietz von der bisher ungetragenen Beklemmung vollständig zu befreien, und ihre alte Munterkeit brach wie ein Sonnenstrahl hervor. „Er ist ja gar nicht verwöhnt, und eilig schon gar nicht!“ rief sie, freudig in die Hände klatschend.

„Hat mich der Hilpert so arg verleumbet?“

„O nein, die Fanny — oder eigentlich auch nicht — ich dummes Ding habe diese abscheuliche Meinung von Ihnen gefaßt — und die langen krummen Beine, die ich Ihnen gemacht habe, und die Stöpselnase — da sehen Sie nur dieses lange Schenkel, das sollten Sie sein!“

Beide brachen in ein schallendes Gelächter aus, und als ob es ihnen Vergnügen gemacht hätte, ihre Freudigkeit und ihre jugendlich hellen Stimmen zu vermischen, brachen sie immer wieder von neuem los und konnten sich gar nicht beschwichtigen.

„Er ist zu köstlich, ein unvergleichlich arroganter Kerl, aber wie hübsch gemacht, und das modelliren Sie? — sagen Sie mir doch Ihren Taufnamen.“

„Marie.“

„Fräulein Marie?“

Wenig fehlte, so hätte sie ihm grade in's Gesicht gelacht. „Fräulein Marie — so hat mich noch Niemand genannt,“ meinte sie, „sie sagen Alle Mietz zu mir.“

„Dann will ich Sie auch so nennen, Mietz.“

Marie nickte sehr zustimmend; aber sie hatte jetzt bemerkt, wie dünn er sein Butterbrot bestrich, und das wollte sie nicht leiden.

„So gar viel sparen brauchen Sie auch bei mir nicht, das will ich schon verantworten; geben Sie her, ich will's Ihnen aufstreichen. Ich hätte noch etwas, wenn Sie's mögen, rothe, frische Radieschen.“

„Her mit den Radieschen!“

„Und dann — ach, daß ich auch nicht gleich daran dachte,“ — und sie nahm eilig ihr Tuch von einem Wandnagel.

„Wohin wollen Sie?“

„Nach Bier.“

„Bleiben Sie nur hier.“

„Wenn Sie aber durstig sind, recht durstig?“

„Dann trink' ich auch Wasser.“

„O, das können Sie schon haben und sogleich, frisches, köstliches Wasser.“

Sie nahm einen Glaskrug und war im Nu aus der Thür. Eine Minute später war sein Glas vollgefüllt, rasch geleert und von ihr wieder gefüllt. Er aber schnitt mit hausväterlicher Würde zwei weitere Schnitten ab und schenkte das Glas voll. „Mietz, Sie müssen mithalten und sich da hübsch mir vis-à-vis setzen, dann wird mir's noch einmal so gut schmecken. So, streichen Sie nur gleich in Vorrath!“

Mietz, die sonst immer hungrige Mietz, aß heute nur einige Bissen, sie hatte nicht Zeit dazu, sie mußte zusehen, wie es ihm schmeckte, und es dünkte ihr das eine sehr angenehme Unterhaltung. Er aß mit so vielem Behagen und seine Augen glänzten dabei so zufrieden. Als sie zum Dessert Fanny's zwei kleine angebrannte Kuchenstücke austrug, da war die Bankettstimmung vollständig; auch die Toaste fehlten nicht. Klings, klinge, — sie stießen an: „Auf das Wohl meiner kleinen Hauswirthin, Mietz soll leben und wachsen!“

„Auf Ihr Wohl und auf das Ihrer Kameraden, die Schlosser sollen leben!“

„Ein Hoch den deutschen Mädchen!“

„Ich lasse die Engländer leben und dafür kannst du dich bedanken, du Kleiner,“ und sie stellte ihr Thonmännchen vor sich und ließ es solange knire machen, bis es in der Mitte auseinanderbrach. Jetzt sollte ihr Denk etwas von diesen spaßigen Leuten, den Engländern, erzählen. Als er ihr willfahrte, hörte sie ruhig und aufmerksam zu, als er aber aus seinem Kofferchen kleine Photographien nahm und ihr die Straßen, Gärten und Paläste Londons zeigte, und zuletzt das Fabrikgebäude, in dem er arbeitete, da war des Fragens kein Ende. Jetzt wollte sie alles wissen, alles sehen, die Fenster des Saales, in dem er arbeitete, die Thür, wo er hineinzugehen pflegte, und den großen breiten Ausgang; und mit einer Art von Begeisterung erhob sie ihr Glas.

„Wir trinken noch auf das Wohl dieser Fabrik, in der Alles so schön und bequem ist und in der es Ihnen so gut gefallen muß, nicht wahr?“

Er hatte kein Wasser mehr in seinem Glase, der ganze Vorrath war ausgetrunken. Sie nahm den Krug und ließ abermals hinunter. Sie schöpfte lange, das Wasser sollte recht frisch sein. Als sie nach einer Weile wieder in's Zimmer trat, hörte sie die tiefen, gleichmäßigen Athemzüge eines Schlafenden: die Müdigkeit hatte ihn überwältigt; sein Kopf ruhte auf den untergelegten Armen am Tische, das blondgelockte Haar fiel ihm tief in die Stirne und verließ dem kühn gezeichneten Profile einen idealen Ausdruck. Er war schön, und wie Mietz so vor ihm stand, faltete sie unwillkürlich ihre Hände. Da holte die alte Schwarzwälder Uhr aus und schlug neun.

(Fortsetzung folgt.)

Pfingsten im Harz.

Wandererinnerungen von Robert Schweißel.

II.

(Fortsetzung.)

Dergleichen Maststätten oder Freisteine standen unter dem Schutze der Göttin Holda, der Frau Holler oder Aller. In ihrem Gefolge finden wir die Klagefrauen, die Klagemuhnen, gespenstige, fliegende Wesen, deren Stimmen im Walde flüstern, raunen und muhen. Die Klagemuhnen des Harz, welche an vielen Orten auch wilde Frauen genannt werden, sind die Vielfältigung der Holda, welche um den Verlust ihres Mannes ebenso untröstlich weint, wie Freyja um ihren Sonnengemahl, der in der Sommer Sonnenwende stirbt. In dieser Beziehung fallen Holda und Freyja zusammen. Auch ist Holda in manchen Sagen die Gemahlin des im Berge schlafenden Wodan. Im Kyffhäuser ist sie Kaiser Rothbarts (des verwandelten Wodan's)

Haushälterin. Sie ist gleichsam die älter gewordene Freyja, Freyja als Hausfrau. Unter dieser gütigen, aber gegen die Faulen, Neidischen und Schuldigen strengen Göttin standen also die Dingstätten des ungeborenen, heimlichen Gerichts, das bekanntlich noch Jahrhunderte lang in der christlichen Zeit in Ehren gehalten und gepflegt wurde. Wie sich nun Holda in den Klagemuhnen, den wilden Frauen vervielfältigt und diese an die Stelle jener treten, so treten wiederum nach Grimm's Mythologie die Heren an die Stelle dieser wilden Frauen, und überall, wo wir Freisteine und Maststätten finden, begegnen wir auch dem Herensabbath der Walpurgisnacht.

Es ist deutlich, wie sich die Vermählung Wodan's und der Freyja mit diesem Herensabbath durchweben und allmählich in dem letzteren aufgehen konnte. Die Verbannung in die Hölle,

welche die christliche Kirche über die Götter verhängte, trug redlich das ihrige zur Beschleunigung des Prozesses bei.

Den Namen des Brockenberges zu erklären, ist bisher nicht gelungen. Vielleicht schießt die Einfalt des kindlichen Gemüthes nicht weit vom Ziele vorbei, wenn sie den Namen buchstäblich nimmt, sei es, daß man den Brocken als einen gewaltigen Block auffaßt, sei es, daß man die Bezeichnung von den Steinblöcken, den Trümmern eingestürzter Felsenwände, Klippen und Regel ableitet, mit denen der ganze Harz überfüllt ist. In diesem letzteren Sinne verdiente der ganze Harz wohl Brocken genannt zu werden. Er ist ein Zerbrochenes, Zerbröckeltes, ein Brocken. Aber nichts wäre irriger, als wenn man von dieser Eigenschaft die Benennung seines Gipfels herleiten wollte. Sein ältester Name lautet Mons brucretus, was wiederum mit dem Volk der Brucretter nichts zu thun hat, denn diese haben hier nie ihre Wohnplätze gehabt. Brucretus ist nur der latinisirte Ausdruck für das niederfächische Wort Brook, d. h. Bruch, Moor, Morast, und an solchen ist die Umgebung des Brockenberges reich genug, wie wir uns auf unserer Wanderung vom Dorfhaufe her fattsam hatten überzeugen können. —

Während dieser Erörterungen haben wir uns wieder in die Wolke gestürzt, welche den Brocken mit seiner phantastischen Sagenwelt hartnäckig einhüllt. Es geht rasch bergab. Unzählige Wässerchen rinnen unter unseren Füßen zu Thal: das sind die Quellen der Ilse. Sobald wir die Region des Knieholzes hinter uns haben, werden die Nebel dünner und durchsichtiger, mächtige Föhren ragen rings um uns auf, gleich schlanken Tempelfäulen. Nun hat uns die Wolke freigegeben, und die grünen Wipfel des Issethales, die Höhenzüge liegen funkelnd im Sonnenlichte vor uns. Es ist doch wahr, nicht nur die Pflanzen, auch die geistige Welt des Menschen kann des Sonnenlichtes nicht entbehren. Erst in ihm bildet sich Leben, Gestalt und Farbe, und die Phantasie regt heiter ihre Schwingen. Ja, die Phantasie ist vor allem eine Tochter der Sonne. Wenn unsere Ein-

bildungskraft — auch in der Kunst — hinter der südlicher Völker matt und eintönig zurückbleibt und herabgezogen wird von dem Bleigewicht unserer Reflexion, so liegt die Ursache darin, daß wir in Deutschland zu wenig warmes Sonnenlicht haben.

Es sind wahre Königinnen des Gebirges, diese hochaufstrebenden, moosigen Tannen, zwischen denen wir auf dunkelgrünem Moosteppich hinabsteigen. Und durch diesen dunkelgrünen Teppich webt die Ilse ihre Silberfäden, die bald unter einem bemoosten Stein hervorschießen, bald aus dem Boden heraufsurbeln. Alle diese Silberfäden, die in tausendfachen Bindungen durch den moosigen Grund schleichen, hüpfen, sprudeln, verweben und vermählen sich mit dem Krystall des Herenbrunnens; und aus dieser Vereinigung springt, glänzend und muthwillig, das reizende Ilsenkind hervor. Der Ernst, mit dem die königlichen Tannen an seiner Wiege stehen und die Spiele des Mädchens überwachen, erhöht den feuchten Glanz ihrer Augen, und durch die stille Walddämmerung tönt ihr murmelndes Selbstgespräch, ihr hellklingendes fröhliches Lachen, mit dem sie jetzt zwischen bemoosten Steinen dahinkläuft, jetzt sich zwischen ihnen hindurchdrängt, hinter den Föhren sich versteckt, und jetzt, kühner geworden, mit ausgelassener Jugendlust in mehreren Sätzen von mächtigen Blöcken hinabspringt.

Wie im Leben des Weibes den lauten Spielen der Jugend scheue Zurückhaltung und dieser der sinnige Ernst der Jungfrau folgt, welcher den hüpfenden Schritt der Kindheit zu anmuthig schwebendem Gange reizend mäßigt: so folgt auch den letzten, ausgelassensten Sprüngen der muthwilligen Ilse ein augenblickliches Zurückschrecken, Stocken, Zögern, bevor sie, nun zur Jungfrau herangereift, stiller und sittiger, aber auch anmuthiger ihren Weg zum Thale fortsetzt. Homer erzählt von der Bewunderung, welche die trojanischen Greise der Schönheit Helena's zollten. Sie naht dem Stadttore, und die ernstesten Mienen der Greise erheitern sich.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Thierfabel.

(Aus dem Jahre 1792/93.)

Es hatten sich versammelt
Die Vögel zu großem Rath;
Was leise der Eine gestammelt,
Was laut der Andre bat,
Sahen bald sich zum Ruf zu verweben:
„Der König soll die Krone geben!“

Doch ob dem droh'nden Gewühle
In selig thronender Ruh,
Als ob er kein Bangen fühle,
Sah lächelnd der Kafadu,
Und trug, die man gerne ihm raubte,
Die Krone stolz auf dem Haupte.

„Es kann mich nur wenig grämen,“ —
So rief er hinab in's Land —
„Daß ihr mir wollet nehmen,
Was mir ward zuerkant.
Ihr werdet der Krone nicht schaden,
Die mir verließ'n von Gottes Gnaden.“

Denn während der Kette der Zeiten
War eigen sie meinem Geschlecht,
Sie wird nicht vom Haupte mir gleiten,
Wenn ihr auch dran rückt und brecht.
Sie sitzt verwachsen dem Schopfe,
Mir unverletzbar auf dem Kopfe.“

Als sie nun auf manche Weise
Bemüht sich, vergebens doch,
Da sprach die Eule, die weise:
„Ein Mittel gibt es noch:
Wir müssen uns dreist bequemen,
Sie sammt dem Kopf herabzunehmen!“

Hieronymus Born.

Ulrich Zwingli. (Siehe S. 372.) Nicht dem Kirchenreformer gilt unser Bild, sondern dem Streiter für Freiheit, dem kühnen Volksmann, der an der Spitze seiner Mitbürger auszog gegen die Unterdrücker, und, 47 Jahre alt — er war geboren den 1. Januar 1484 — am 11. Oktober 1531 bei Kappel im Kampfe fiel. Der Holzschnitt in heutiger Nummer ist nach einer vortrefflichen Photographie des besten vorhandenen Portraits angefertigt.

Sprüche aus dem Munde der Völker.

Gesammelt von F. J.

(Spanisch.)

Lo mucho se gasta, y lo poco basta.

Leicht verdirbt das Viele,
Wenig kommt zum Ziele.

Quien tarde se levanta, todo el dia trota.

Wer spät aus seinem Bett aufsteht,
Den ganzen Tag im Trabe geht.

Quien haze lo que quiere, no haze lo que debe.

Die thuen, was sie wollen,
Die thun nicht, was sie sollen.

A las malas lenguas, tjera.

Die schärffste Scheere bringe mit,
Wer böser Zung' entgegentritt.

Quien quisiere muger hermosa, el sabado la escoja, que no el domingo en la boda.

Wer sucht nach einer schönen Frau,
Der suche sie am Samstag schlau,
Und nicht am Sonntag, wenn die Pracht
Der Kleidung sie unsichtbar macht.